

## Versuch über das Ich

Es gibt unzählige Versuche über das Ich - auch innerhalb der Psychoanalyse. Neuestes Beispiel ist Peter Widmers Buch über die „Destruktivität des Ich“. Warum sollen wir uns erneut mit dieser Frage befassen? Ist dazu schon alles gesagt worden? Bestimmt, aber, und hier kommt der entscheidende Punkt, nicht von jedem. Kaum erhebt ein Ich seine Stimme, fügt es etwas zum Gesagten hinzu. Denn vom Ich machen wir in der Einzahl Gebrauch. Wenn also alles gesagt worden ist, gibt es immer noch ein Ich, das nichts von sich weiß. Wir sehen, das Alles ist unvollständig, und das Ich ist nicht alle. Denn das Ich ist zunächst und ganz intuitiv ein sprachlicher Shifter, eine sprachliche Instanz, eine Leerstelle für das im Sprechakt sich Bezeichnende, also das Subjekt. Anders gesagt, sprechen ist die zentrale Form der Selbstbehauptung des Ich. Das Subjekt spricht mit dem Ich, in zweifacher Weise: es spricht mithilfe der Leerstelle des Ich, die niemandem gehört und es spricht mit ihm, insofern es sich durch es bezeichnet. Im Sprechakt haben wir es daher mit einer Ich-Spaltung zu tun: Das Ich, das spricht, ist nicht das Ich von dem gesprochen wird: *Moi, je parle*. Das heißt, wir haben es mit einem sprachimmanenten Vorgang zu tun. Das „es spricht“ ist in der Psychoanalyse das Subjekt des Unbewussten. Das Unbewusste wiederum ist eine Funktion, die Freud mit der Verdrängung verknüpft hat, der Ur-Verdrängung. Verdrängung ist daher eine Verdoppelung oder Wiederholung einer Verdrängung, die immer schon stattgefunden hat. Wir nennen das am besten ein Trauma, weil sie vor jeder Erfahrung stattgefunden hat, ein Ereignis ohne Subjekt, ein Riss, ein Aufklaffen, das durch den Einbruch eines Zeichens die Kontinuität des Realen unterbricht. Diese Unterbrechung stellt eine klaffende Wunde dar, die der Speer der Sprache nicht schließen kann, weil ein Teil der Spitze fehlt. An die Stelle der fehlenden Ur-Vorstellung tritt eine Vorstellung der fehlenden Vorstellung, die das Ereignis der Verdrängung wiederholt. Oder mit Alenka Zupančič gesagt: „Der primäre Charakter der Verdrängung impliziert, dass die Verdrängung eins ist mit der (Einführung des) Diskursiven. Es gibt hier eine strukturelle Lücke, die zum Diskursiven als solches gehört, und diese Lücke gibt dem Unbewussten seine Struktur (...).“<sup>1</sup> Bei Freud die Vorstellungsrepräsentanz. Heißt das, das es ohne die Sprache kein Ich gibt? Oder anders gefragt, ist das Ich allein im Sprechakt zugegen, also nicht mehr als ein leerer Signifikant? Grammatikalisch ist das Ich erste Person Singular, ein erster Signifikant, ein Herrensingifikant. Bekanntlich ist der Signifikant binär; ein Signifikant repräsentiert ein Subjekt für einen anderen Signifikanten. Das Ich wäre dann in erster Linie ein Machtanspruch, eine Verdrängungsleistung, vielleicht das, was Lacan einen *point de capiton* genannt hat.

---

<sup>1</sup> Zupančič, Alenka: „Biopolitics, Sexuality and the Unconscious“, in: *Paragraph 39/1* (2016), p. 58

In Freuds zweiter Topik des psychischen Apparats, wohlgemerkt: einen Apparat, eine Struktur, die ins Reale des Körpers eingreift, ist das Ich eine Instanz, die zwischen Es und Über-Ich steht. Dabei kommen ihm gleich mehrere Funktionen zu: es antwortet auf die Ansprüche des Es, ist den Befehlen des Über-Ichs ausgesetzt und den Forderungen der Realität. Aus der Perspektive des Es ist das Ich eine Projektion, eine Oberfläche, eine Grenze nach außen, aus Sicht des Subjekts ist es zunächst ein Objekt, das in sich gespalten ist. Als Struktur ist es keine Ausstülpung des Es oder des Körpers, sondern eine Art Gesetz, das dem Körper äußerlich innerlich ist, extim würde Miller sagen. Die Struktur ist die Stütze des Körpers. Ihr ist es zu verdanken, dass ich mich wie von außen sehen kann. Von außen heißt, durch die Spaltung von Blick und Auge. Die Spaltung besteht darin, dass es einerseits das Ich ist, das sieht und andererseits das, was gesehen wird. Der Doppelgänger, der mir von außen als mein Spiegelbild begegnet, das ist das Ich als körperliche Einheit, ein Körper-Bild. Eine optische Täuschung vielleicht, jedenfalls keine Substanz. Das vermittelnde Dritte, das zwischen dem realen des Körpers und dem Bild eingreift und miteinander verbindet, ist der symbolische Andere: Das Du der Anrede, das identifizierende Du verbindet das Ich/moi oder Ich-Ideal mit dem körperlichen Sein, das sich selbst erkennt. Die Spaltung Ich-Du, je/moi gehört zum „Gründungsmythos“ des Ich. Gründungsmythos deshalb, weil das Spiegelstadium Lacans zwar einerseits auf einer Beobachtung Wallons zurückgeht und auf das Experiment mit dem umgekehrten Blumenstrauß. Dennoch bleibt ein Rest, der auf eine mythische Vorzeit ohne Ich verweist. Damit ist die Vorzeit gemeint, bevor das Subjekt „Ich“ sagen kann. Es badet zwar immer schon in der Sprache, aber ohne das Personalpronomen zu besetzen ist es irgendwo, aber nicht in der realen Fiktionalität einer Person. Die wird ihm aber von außen permanent zugesprochen. „Die psychoanalytische Theorie versucht, die Genese des Ichs auf zwei relativ heterogenen Ebenen zu erklären, indem sie einen adaptiven Apparat in ihm sieht, der sich vom Es aus im Kontakt mit der äußeren Realität differenziert, oder indem sie es als Produkt von Identifizierungen, die zur Bildung eines vom Es besetzten Liebesobjekts im Inneren der Person führen.“<sup>2</sup> Es gibt also eine Ambiguität oder eine Spaltung, die dem Ich innewohnt: Es ist strukturell und dynamisch oder anders gesagt, dem Aufeinanderprallen von Trieb und Signifikant zu verdanken. Das heißt, insofern das Symbolische den Körper strukturiert, zwingt es ihm seine Struktur auf. Zwischen Körper und Sprache gibt es kein verbindendes Organ. Im Gegenteil: in diese Lücke tritt das Symbolische, das den Körper für uns Menschen erst zu dem macht, was er ist, ein Ganzes. Allerdings füllt das Symbolische die Lücke nicht aus, sondern umkreist sie bloß, so dass sie sich nie schließt und der reale Mangel, sich wie ein Fleck auf allen Ebenen der

---

<sup>2</sup> Laplanche/Pontalis: *Das Vokabular der Psychoanalyse*, S. 185

Topologie des Körpers und der Sprache wiederholt. Diese Lücke, die erst durch das Auftreffen der Sprache als solche in Erscheinung tritt, ist zugleich dynamisch. Sie hat seit Freud den Namen Trieb: Eine konstante Kraft, die sich zusammensetzt aus dem Drang, einer Quelle, einem Ziel und einem Objekt. Dieser Trieb kann auch als exzessives, traumatisches reales Genießen bezeichnet werden, der durch das Lustprinzip, die Suche nach Befriedigung, nicht befriedigt werden kann. Denn das Kennzeichen des Triebs ist, dass er kein definitives Befriedigungsobjekt hat, was zur Idee vom Ding als dem absoluten und höchsten Gut Anlass gegeben hat. Irgendetwas muss doch dieses Genießen regulieren. Weil der Trieb kein Objekt hat, hat er auch kein Ziel, er kreist um sich selbst und das ist die Lücke, aus der er hervorgegangen ist. Daher der Name Todestrieb. Todestrieb bedeutet nicht das Sein zum Tode, dem jeder lebende Organismus unterliegt. Das hieße ja, das Leben darin zu sehen, auf den Tod zu warten, also eine Art „Fatigue“, sondern im Gegenteil, diese Konstante gibt dem Leben seine eigene Ausrichtung, seine eigene Art zu sterben. Anders gesagt: Nicht leben, um zu sterben, sondern „sterben werd‘ ich, um zu leben“, wie es in der 2. Sinfonie von Gustav Mahler heißt. Der Tod ist die Voraussetzung für das Leben, nicht sein Ziel. Daher kann sich der Todestrieb in Lebenstrieb oder in erotische und destruktive Partialtriebe aufspalten. Aus lacanianischer Perspektive rührt diese Paradoxie genau daher, dass der psychoanalytische Urknall nicht in der Geburt des Menschen besteht, sondern im Zusammenprall von Symbolischem und Realem, das, was Freud die Urverdrängung genannt hat. Um das Zitat von weiter oben zu wiederholen: „Der primäre Charakter der Verdrängung impliziert, dass die Verdrängung eins ist mit der (Einführung des) Diskursiven.“ Betrachten wir das Ich unter diesem Gesichtspunkt, dann ist nicht zuerst das Ich da und dann kommt die Sprache hinzu, sondern die Sprache erfüllt die Funktion des Dritten in dem Bund oder Band der drei Register real, symbolisch und imaginär. Diese drei Register entsprechen der Kreisbahn des Triebs. Daher ist auch das Ich eine Stätte des Triebs, sowie der Angst. Vielleicht können wir sogar sagen, dass das Ich vom Trieb zusammengehalten wird. Dazu später mehr. Das Ich, sagt Lacan im Seminar über die Angst, ist die Stätte der Angst, der Ort, an dem die Angst stattfindet. Und vergessen wir nicht, die drei Register sind drei ineinander verschlungene Kreise, die eine Leere umkreisen. Das Ich ist daher nicht „Herr im eigenen Hause, also keine hierarchische Funktion, sondern ein Knotenpunkt in der Kette der Signifikanten. Welche Angst findet im Ich ihre Stätte? Es ist, um mit Handke zu sprechen, die „Angst des Tormanns vor dem Elfmeter“, die Angst ist die Gegenwart des Begehrens des Anderen. Was will der Andere von mir? Um es deutlicher zu machen, was das Ich bedroht, muss man noch einen Schritt weitergehen und mit Žižek sagen, dass es sich um das obszöne Genießen des anderen, meines Nächsten handelt. Der Nächste oder der Nachbar ist „ein

Ding, ein traumatischer Eindringling“, der meine Kreise des Genießens stört. „Einer, dessen unterschiedliche Lebensweise (oder vielmehr seine Art, sein jeweiliges Genießen in seinen gesellschaftlichen Ritualen und Praktiken zu materialisieren) uns stört, also unsere eigene Welt aus dem Gleichgewicht bringt, wenn er uns zu nahekommt, kann dies auch zu aggressiven Reaktionen führen, deren Ziel es ist, diesen Unruhe stiftenden Eindringling loszuwerden.“<sup>3</sup> Der Nächste, der Nachbar ist, wie Freud schon früh vermutet hat, eine Zumutung. Er stellt sich naiv gegenüber der Idealforderung der Kulturgesellschaft, die da lautet: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Freud fragt sich, warum wir das tun sollen, was soll es uns helfen? Und wie bringen wir es zustande? Wenn ich einen anderen liebe, dann muss er es auf irgendeine Art verdienen. Er verdient es, wenn er mir ähnlich ist, dass ich mich in ihm selbst lieben kann; er verdient es, wenn er viel vollkommener ist als ich, dass ich ihn als Ideal meiner Person lieben kann. Aber wenn er mir fremd ist, nicht in mein Schema passt, fällt es mir schwer ihn zu lieben. Bei näherer Betrachtung kommt es noch schlimmer. Der Fremde ist nicht nur nicht liebenswert, er hat mehr Anspruch auf meine Feindseligkeit. Er scheint nicht die mindeste Liebe für mich zu haben, bezeigt mir nicht die geringste Rücksicht usw.<sup>4</sup> Das heißt für meinen Nächsten bin ich ebenfalls der Nächste, den er als Zumutung empfindet, weil er seine Kreise (des Genießens) stört. Es ist genau das Feld dieses fremden Genießens des anderen, in das die Politik interveniert, wenn sie mithilfe des Freud/Feind-Schemas regieren will. Letztes Beispiel für diese Art der Politik ist die hinter der Corona-Pandemie verschwundene, aber andauernde Flüchtlingskrise, in der noch immer mit einer feindseligen Abwehr des Fremden ein brüchiger Scheinfriede im Eigenen erreicht werden kann. Scheinfriede deshalb, weil es eine „gerechte Verteilung“ des Genießens nicht geben kann. Denn das Genießen ist kein Objektives Gut, sondern ein subjektiver Exzess, eine zusätzliche Lust, die die Befriedigung übersteigt. Lacan bezieht sich gerne auf das Beispiel vom Brustneid bei Augustinus und implementiert daher den Neid und die Rivalität in das Stadium der Ich-Bildung. Eifersucht und Neid sind die Indikatoren des Genießens. Der Neid richtet sich auf das Objekt des Genießens, die Eifersucht auf den anderen des Genießens. Die Verteilungsfrage im Sinne der sozialen Gerechtigkeit, die auf der Ebene der Güter einer Gesellschaft angesiedelt ist, gehört zu dieser Idee, das Genießen gerecht zu verteilen. Denken wir an Freuds Mythos vom Vaternord, der besagt, dass nach der Tötung des absolut und ungehemmt genießenden Urvaters, die Söhne insofern gleichberechtigt am Genießen partizipieren, indem das Genießen in ein Verhältnis zwischen Mann und Frau überführt worden ist. Damit das gelingt, soll jeder Mann eine Frau, jede Frau einen Mann bekommen.

---

<sup>3</sup> Žižek, Slavoj: *Gewalt. Sechs abseitige Reflexionen*. Hamburg 2011, S. 57

<sup>4</sup> Vgl. Freud, Sigm.: „Das Unbehagen in der Kultur“, in: *GW Bd XIV*, Frankfurt 1968, S. 468 ff

Das Genießen des Urvaters ist aber nicht das Reale des Genießens, sondern die väterliche Version des Realen. Das heißt, es gibt ein anderes Genießen, das nicht in der Verteilungsregel aufgeht. Die Ungleichheit des Genießens bleibt also bestehen. Die Frage der Ungleichheit und der Gerechtigkeit wurde vor geraumer Zeit durch eine Politik der Identität abgelöst, die im eigentlichen Sinne Ich-synton ist. Im Mittelpunkt steht die Frage der Verteilung von Identität, die den Vorteil hat, dass jeder an seinem Platz, der andere als der Fremde auf Distanz bleibt. Das geschieht unter dem heute vorherrschenden Modus von Politik, die sich post-politische Biopolitik nennt: Unideologisch, Expertenbasiert, Konzentration auf Management und Verwaltung. Vorrangiges Ziel ist es, die Sicherheit und den Wohlstand des menschlichen Lebens zu regulieren, das heißt, den anderen auf Abstand zu halten, sein obszönes Genießen zu normalisieren. „Aus diesem Grund“, schreibt Žizek, „ist die Biopolitik eine Politik der Angst, und sie konzentriert sich auf die Abwehrhaltung gegenüber möglicher Viktimisierung und Belästigung [... ] Was jetzt also als besonders Menschenrecht in den spätkapitalistischen Gesellschaften auftaucht, ist *das Recht, nicht belästigt zu werden*, ein Recht, das es uns gestattet, einen sicheren Abstand zu den anderen zu wahren.“<sup>5</sup> Diese Politik erklärt die Angst zum alleingültigen Mittel der Mobilisierung der Bevölkerung: Angst vor Einwanderern, Angst vor Kriminalität, Angst vor gottloser sexueller Ausschweifung, Angst vor einem allmächtigen Staat, Angst vor einer Umweltkatastrophe, Angst vor sexueller Belästigung. Diese Politik setzt auf Furchterregung und Massen von Verängstigten.<sup>6</sup>

Bei Freud finden wir noch einen weiteren Aspekt des Ich: Die Verneinung. Verneinung bedeutet hier zweierlei: Vereinigung und Ausstoßung. Objekte werden, sofern sie dem Ich ähnlich sind, angeeignet, fremde oder als störend empfundene innere Objekte ausgestoßen. Er schreibt: „Ein verdrängter Vorstellungs- oder Gedankeninhalt kann also zum Bewußtsein durchdringen, unter der Bedingung, daß er sich *verneinen* läßt. Die Verneinung ist eine Art, das Verdrängte zur Kenntnis zu nehmen, eigentlich schon eine Aufhebung der Verdrängung, aber freilich keine Annahme des Verdrängten. Man sieht, wie sich hier die intellektuelle Funktion vom affektiven Vorgang scheidet. Mit Hilfe der Verneinung wird nur die eine Folge des Verdrängungsvorganges rückgängig gemacht, daß dessen Vorstellungsinhalt nicht zum Bewußtsein gelangt. Es resultiert daraus eine Art von intellektueller Annahme des Verdrängten bei Fortbestand des Wesentlichen an der Verdrängung. Im Verlauf der analytischen Arbeit schaffen wir oft eine andere, sehr wichtige und ziemlich befremdende Abänderung derselben Situation. Es gelingt uns, auch die Verneinung zu besiegen und die volle intellektuelle Annahme des Verdrängten durchzusetzen

---

<sup>5</sup> Žižek, Slavoj: a.a.O., S. 44

<sup>6</sup> Ebda.

— der Verdrängungsvorgang selbst ist damit noch nicht aufgehoben.<sup>7</sup> Das Ich kann also in Form einer doppelten Verneinung das Verdrängte anerkennen. Die doppelte Verneinung wäre so gesehen die Form von Reflexion, zu der das Ich imstande ist. Was es hier zu beachten gilt ist, dass Freud dem Bewusstsein nicht die Vernunft, sondern den Intellekt zuordnet. An anderer Stelle sagt er: Die Stimme des Intellekts ist leise, aber sie ruht nicht, ehe sie sich Gehör verschafft hat. Das heißt, der Intellekt ist der Vorgang der doppelten Verneinung, die schließlich zur Anerkennung eines verdrängten Inhalts führt. Alles in allem: Was können wir vom Ich sagen: Es ist eine Fiktion, ein imaginärer Ort des Körpers, die Illusion einer Person. Diese Illusion gestattet mir, mich als abgegrenzt von anderen zu verstehen, gleichzeitig bin ich mir selbst ein anderer. Der Gründungsakt ist die Identifizierung, die drei Zeiten umfasst: die reale Zeit des körperlichen Seins, die imaginäre Zeit des Doppelgängers und die symbolische Zeit der Identifizierung mit dem Ich des sprachlichen Shifters, der die mit ihm verbundenen Signifikanten aktiviert. Dieser Dreischritt zeigt schon, dass das Ich eine dynamische Konstruktion ist, die nicht mit sich selbst identisch werden kann, stets von Desorganisation bedroht ist und daher zu Überreaktionen neigt.

Ein weiterer Gesichtspunkt ist wichtig. Das Ich in der Theorie Freuds und in der Psychoanalyse tritt nicht als Sein, sondern als Werden in Erscheinung. Vom Es zum Ich. Es handelt sich um einen dynamischen Prozess, der sich im Bewusstsein abspielt, das von einem anderen Schauplatz als dem Bewusstsein seinen Ausgang nimmt. Genauer gesagt, das Sein des Bewusstseins ist durch ein Nicht-Sein zerrissen. Besser gesagt, durch ein Reales, das weder Sein noch nicht Sein ist, sondern noch-nicht-Sein. Das Ich als Funktion vermittelt in dieser Zerrissenheit zwischen inneren Vorgängen und äußeren Erwartungen und Vorschriften, ohne den Riss aufheben zu können. Und es liefert sich mit den anderen Ichs keinen Kampf ums Dasein, sondern einen Kampf um das Ding (des Genießens), das es von seiner Vollständigkeit trennt. So gesehen führt die Psychoanalyse den Trieb oder das Genießen in die Ontologie ein, was für die Psychoanalyse die Folge hat, dass das Ich zum Schauplatz der Frage von Sein und Nicht-Sein wird. Ohne die symbolische Ordnung, in der sich die Subjekte verorten und sich die Wege des Genießens normalisieren oder kreuzen, wäre der Körper ein roher Körper, der nichts von sich weiß. Freud stellt die Hilflosigkeit des Menschen ins Zentrum seiner Überlegungen und die Angewiesenheit auf den Anderen, den kleinen andern im großen Anderen. Das Überleben eines Neugeborenen hängt nicht nur davon ab, ob er ausreichend gepflegt wird, sondern auch von der Lust, die er uns vermittelt. Diese Lust kann aber auch zur Bedrohung werden, die Ansprüche in Zumutung umschlagen, das

---

heißt, wenn es mich nicht befriedigt, die Bedürfnisse des anderen zu befriedigen, kann die Fürsorge in Hass umschlagen.

Lacan verortet im Spiegelstadium die Rivalität und die Aggression. Das Spiegelstadium hat die Bedeutung von Stadium im Sinne einer Entwicklungsphase. Es ist aber auch ein Stadion, eine Arena, eine Bühne, ein Schauplatz. Erinnern wir uns, dass Freud dem Ich einen Es-Anteil, ein Ideal-Ich und ein Ich-Ideal zuordnet. Das heißt, es handelt sich um eine Montage, die vom Trieb reguliert wird. Die Spannung innerhalb dieser Trias wäre dann das, was Lacan Aggression nennt. Das heißt, man kann auch von einer Nicht-Befriedigung im Ich ausgehen. Einige Autoren ordnen die Gewalt und den Gewaltexzess dem Ich zu, und das aufgrund der inhärenten Instabilität, wie z.B. Peter Widmer. Klaus Theweleits Buch „Das Lachen der Täter: Breivik u. a.“ ist eine schrecklich abstoßende Fundgrube der Gewaltexzesse der letzten Jahrzehnte, die er auf Basis der Dokumente auswertet, die es dazu gibt. Von den Kindersoldaten in Zentralafrika, dem islamistischen Terror, den Gräueln von Guantánamo und Abu Ghraib, den inszenierten Enthauptungen des IS, den Greueln während des Jugoslawienkrieges und die vor aller Augen inszenierten Attentate und Terrorakte. Ihnen allen gemeinsam ist das „Lachen der Täter“, das für ihn die Gegenwart der Tötungslust ist. Diese Tötungslust offenbart sich immer in Form einer „Fiesta“, wie er es nennt, einer Himmelfahrt des Ichs, das sich mit seinem höchsten Gut vermählt. Dieses Buch ist eine schwer verdauliche Lektüre. Das erschreckende daran ist, dass es sich nicht um eine Passage à l'acte handelt, sondern um etwas, das einem Arrangement, einer Anordnung à la Sade gleicht. Willkommen im Zeitalter des „Theaters der Grausamkeit“. Vielleicht kann man sagen, dass der Gewaltakt einhergeht mit einem Zusammenbruch des Ichs, das sich nicht mehr aufspannt zwischen real, symbolisch und imaginär, sondern das Reale mit dem Imaginären verschmilzt. Das Lachen der Täter ist nicht das tragische Lachen Batailles, das Lachen über das Scheitern der Souveränität, der Unmöglichkeit, sich selbst sein zu können. Im Gegenteil, es ist so rätselhaft wie grausam, der eigentlich Akt des Genießens.

Alles in allem: Wir sehen, der Schauplatz des Ichs gleicht einem Stadion, in dem zwei Mannschaften gegeneinander antreten und ein Schiedsrichter darüber wacht, dass das Spiel nach Regeln abläuft. Auf den Rängen sitzen die Zuschauer und feuern die Mannschaften an. Der Ball symbolisiert das Objekt, das Tor den Mangel. In diese Elemente spaltet sich das Ich auf, das im Grunde gegen sich selbst spielt und dabei Zuschauer und Schiedsrichter ist. Im realen Leben sind diese Funktionen nach außen projiziert: Das Ich und der andere, die Regeln, der Schiedsrichter, die Zuschauer. Die Frage ist, welchen der Aspekte das Ich nach außen projiziert. Oder umgekehrt, welche Funktion der andere besetzen kann.

Wenn wir davon sprechen, dass wir in einem medialen Zeitalter leben, dann betrifft dies ganz genau den „optischen Apparat“, den das Ich darstellt. Die Interventionen betreffen die imaginäre Ebene des Ich, die spiegelbildliche Relation. Die Triangulierung des Ich durch das Symbolische wird dabei ignoriert. Die Form beginnt zu schwinden bzw. mit dem Inhalt zusammenzufallen. An der Form hängt aber die leise Stimme des Intellektes, von der Freud spricht. Es handelt sich dabei nicht um die Stimme des Gewissens, sondern des Subjekts des Unbewussten, bei dem ich als Ich ankommen soll.

*MS I Lochau I April 021*